

# LERNEN, GEGEN DIE EVOLUTION ZU DENKEN

Plädoyer für einen neuen Imperativ der Gefühle

Carsten Höller

Bei einer bestimmten Milbenart werden die Männchen tot geboren. Sie befruchten bereits im Mutterleib ihre Schwestern. Zu nichts mehr nütze, sterben sie, bevor sie das Licht der Welt erblicken, und werden von der Mutter nur noch wie ein Exkrement ausgeschieden.

Das Replikationsprinzip an sich ist vollkommen funktionslos, vielleicht aus irgendeiner Verknüpfung von Ereignissen heraus irgendwann einmal entstanden. Es steckt nichts dahinter; physikalische Gesetze schaffen den Rahmen für ein Wechselspiel von reproduktionsorientierten Faktoren, die sich selbst bedingen.

Unser Denken erlaubt auch in seiner ausgearbeiteten Form nur ein teilweises Verständnis dieser Zusammenhänge. Verstehen können wir nur, was von unserem Denken gefaßt werden kann (sicherlich gibt es auch für uns Zusammenhänge, die sich unserem Zugriff entziehen). Lassen wir das wahrhaft Unfaßbare außer acht, denn das Faßbare ist unfaßbar genug.

Das Replikationsprinzip ist vielleicht ein evolutionärer Kompromiß aus zwei einander zuwiderlaufenden Selektionsfaktoren. Auf der einen Seite steht die einzigartige Entwicklung unserer kognitiven Fähigkeiten, die unser Denken ermöglichen. Auf der anderen Seite wird diese Entwicklung durch Selektion gebremst, weil „zuviel Denken“ auch ein Erkennen des Replikationsprinzips impliziert; mit möglicherweise nachteiligen Folgen für die eigene Reproduktion (diejenigen, die erkennen, spielen vielleicht nicht mehr mit und geben somit keine Kopien des „Erkennens“ weiter). Unser Denken ist also das Resultat eines Kompromisses zwischen „viel“ und „zuviel“. Wir sind klug, aber nicht sehr klug. Ähnlich scheint es sich mit dem Kalzium-Gehalt in unserem Blut zu verhalten: Die Menge ist ein Kompromiß aus der Möglichkeit einer raschen Meldung im Falle eines Knochenbruchs und der Vermeidung einer bereits früh einsetzenden Arteriosklerose.

Wir haben daher Schwierigkeiten, die Tragweite des reproduktiven Imperativs zu verstehen und uns darüber zu erheben, um so wenigstens zu versuchen, eine Kultur zu entwickeln, die darüber hinausreicht, und vielleicht einen Teil unserer Probleme zu lösen. Die Design-Studenten (übrigens, Evolution ist Design) sind, mit Videokameras ausgerüstet, ausgezogen, um zufällig getroffenen Menschen Fragen über Liebe, Eifersucht und Kinder zu stellen. Das Ergebnis war erschreckend. Weit davon ent-

Spezialgebiet Evolutionäre Verhaltensökologie und Kommunikation über Duftstoffe bei Insekten, und legte 1994 seine Habilitation vor. Neben dieser wissenschaftlichen Laufbahn begann Höller 1987 eine künstlerische Tätigkeit, die ihn in den letzten Jahren zu einem der meistbeachteten jungen postkonzeptuellen Künstler in Europa werden ließ (Beteiligungen bei „Aperto“, Biennale Venedig, 1993, und „The Winter of Love“, Paris und New York 1994). Seine Installationen bestehen aus komplexen Anordnungen, in denen ein spielerischer, ästhetischer Zugang zu ökologischen Weltproblemen versucht wird („Geruch und Gehorsam“, 1993–1995). Im Rahmen der Ausstellung „Vital Use“ von „museum in progress“ und STANDARD erschien am 20. Juni ein künstlerischer Beitrag von Carsten Höller (DER STANDARD, 20. 6. 1995, Seiten 6 und 7).

Foto: Wolfgang Thaler

fernt, wissenschaftlich-korrekt vorzugehen, zeigten die etwa 30 Fallbeispiele doch, daß die befragten Menschen größtenteils so denken, wie es die Theorie voraussagen würde. Ich möchte hier nicht näher auf die Einzelheiten eingehen. Nur soviel: Die Antworten, die aufzeichnet wurden, waren sicherlich durch kulturelles Umfeld und persönliche Erfahrung geprägt. Dennoch, die grobe Richtung des Gesagten zeigte deutlich

- die Unkenntnis der evolutionären Kausalität und
- die subtile, aber sehr effiziente Beeinflussung unserer Lebensmaximen in Richtung optimaler Reproduktion durch Gefühle.

Vor allem den richtigen Partner zu suchen und sich selbst in eine – den Möglichkeiten entsprechende – hohe soziale Stellung zu bringen. Es sind Gefühle, die bestimmte Handlungsmotivationen verursachen; das Vermeiden von Unglück und die Jagd nach dem Glück, wobei das Liebesglück nur der prominenteste Vertreter ist.

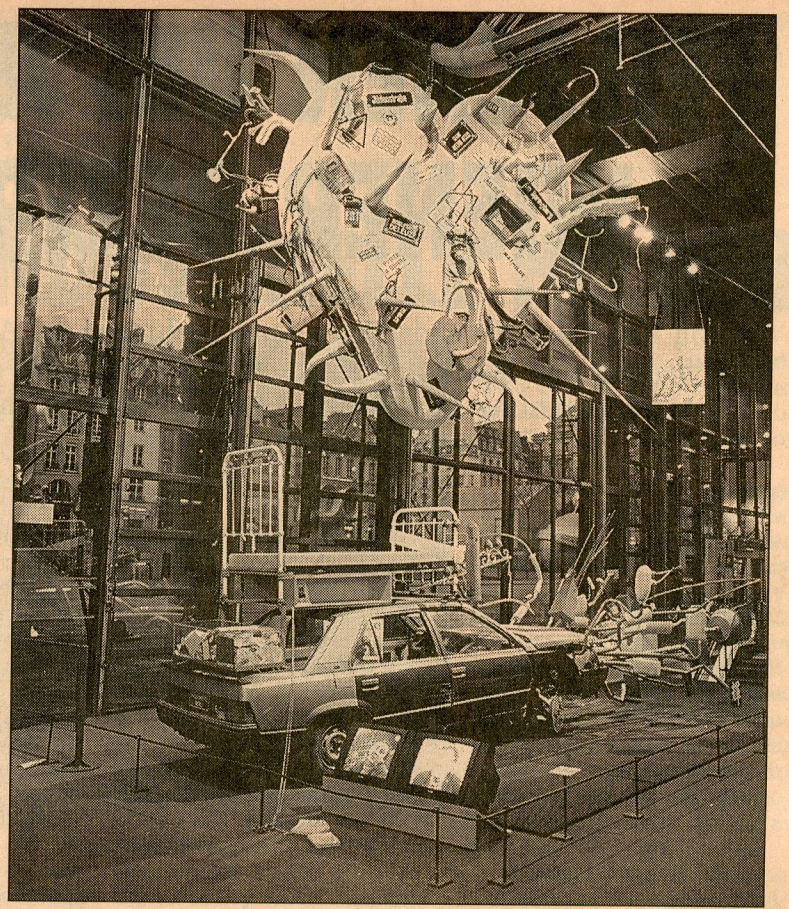
Vielleicht gelingt durch ein Verständnis der gefühlsdirigierten Motivationen auch ein freierer, vom Zwang befreiter Umgang mit diesen Strukturen, die sich ja an sich nicht verändern lassen, weil sie aufgrund ihrer physiologischen Beschaffenheit ein inhärenter Teil unseres Selbst sind. Die Komplexität und Tragweite des Sachverhalts ist nicht zu unterschätzen. Wir müssen hier gegen die Evolution denken, also unser kognitives Werkzeug entgegen seiner durch Selektion ausgerichteten Bestimmung gebrauchen.

Daß die Lage nicht hoffnungslos ist, zeigt die zunehmende Zahl derer, die sich aus verschiedenen Gründen nicht reproduktiv engagieren, bzw. derjenigen, die das Replikationsprinzip durchschauen (und z. T. trotzdem Kinder bekommen – warum auch nicht?). Es scheint ein gewisses Unbehagen zu geben, dem biologischen Imperativ blind zu gehorchen. Offenbar haben wir im Laufe unserer jüngeren Geschichte (in evolutionären Maßstäben gemessen) vor allem unsere kognitiven Fähigkeiten ausgebaut, die heute dieses Unbehagen produzieren. Wir könnten auch dem anderen, korrigierenden Selektionsfaktor, der ein Zuviel an Klugheit bisher verhindert hat, ein Schnippchen schlagen, indem wir ihm kulturell begegnen.



C. H., geb. 1961 in Brüssel, lebt heute in Köln. Promovierte 1988 zum Doktor der Biologie,

Das „museum in progress“ und DER STANDARD veranstalten ein über mehrere Folgen laufendes „Symposium in der Tageszeitung“: Führende Philosophen, Essayisten und Künstler sprechen über Kunst, Medien und die gesellschaftliche Wirklichkeit der neunziger Jahre. In dieser Folge beschreibt der französische Philosoph Gilles Deleuze in dem ersten seit 1993 veröffentlichten Originaltext seine in die Philosophiegeschichte eingegangene Begegnung mit dem 1992 verstorbenen Psychoanalytiker Félix Guattari, die Entstehung der Kultbücher „Anti-Ödipus“ (1972) und „Tausend Plateaux“ (1980) und seine Definition der heutigen Philosophie. Der deutsche Künstler Carsten Höller, dessen Werk sich an einer ähnlichen Grenzlinie von Kunst, Philosophie und avancierter Wissenschaft bewegt wie bei dem Philosophenduo Deleuze-Guattari, konfrontiert das Statement von Deleuze mit einem Manifest heutigen ökologischen Denkens in der Kunst.



G. D., geb. 1925 in Paris, wo er auch heute lebt. Deleuze ist seit „Anti-Ödipus“ (1972, deutsch 1974), dem mit dem Psychoanalytiker Félix Guattari verfaßten Kultbuch der siebziger Jahre, der einflussreichste Philosoph in Frankreich neben dem 1984 verstorbenen Michel Foucault. Sein heute weitgehend ins Deutsche übersetztes Werk thematisiert von der logischen Grundlegung des französischen Poststrukturalismus („Logik des Sinns“, „Wiederholung und Differenz“, 1968) bis zu „Tausend Plateaux“ (1980, mit Félix Guattari, deutsch 1992) die Kreuzung der verschiedenen Wissensfelder bildende Kunst, Film, Literatur, Wissenschaft und Philosophie. Der Text wurde im Herbst 1994 in Briefform an den Happening-Künstler Jean-Jacques Lebel als Beitrag für das „Monument Félix Guattari“ (siehe Bild oben) verfaßt, das im Centre Pompidou als Hommage an Guattari stattfand, der 1992 durch Selbstmord aus dem Leben schied. Lebels Monument wird 1996 per Buch und Videofilm mehrsprachig dokumentiert.

© Gilles Deleuze, Paris. Übersetzt von R. F.

## WIR WAREN BLITZ UND DONNER

Deleuze schreibt über die Zusammenarbeit mit Guattari

Lieber Jean-Jacques,

Du fragst mich, wie wir einander begegnet sind und wie wir, Félix Guattari und ich, begannen, miteinander zu arbeiten. Ich kann Dir dazu nur meine Eindrücke schildern. Die Version von Félix sähe vielleicht anders aus. Sicher ist, daß es kein Rezept und kein vorgefertigtes Muster gibt, wenn Philosophen oder Künstler zu zweit oder zu mehreren arbeiten wollen.

Unsere Begegnung fand knapp nach dem ominösen Jahr 1968 in Frankreich statt. Ein gemeinsamer Freund meinte, wir müßten einander unbedingt kennenlernen. Doch auf den ersten Blick gab es keine Voraussetzung dafür, daß wir uns verstehen würden. Félix Guattari betrieb immer eine Vielzahl von Aktivitäten parallel, in der Psychiatrie, der Politik und der Gruppen- oder Kommuniden. Er war ein Gruppenmensch oder wie ein Meer: immer in Bewegung, mit ständigen aufgesetzten Lichtern.

Wenn man dagegen eine Metapher für mich selber sucht, dann ist es wohl der Hügel: Ich bewege mich kaum, ich bin unfähig, zwei Dinge zugleich zu tun, meine Gedanken drehen sich um ein paar fixe Ideen. Die wenigen Bewegungen, die ich ausführe, sind innerlich. Ich liebe es, allein zu sein, um zu schreiben. Und ich rede nicht gerne, außer in Vorlesungen, da meine Rede da einem Gegenüber

ausgesetzt ist. Félix und ich hätten zusammen vielleicht einen guten japanischen Sumo-Kämpfer abgegeben.

Wenn man Félix näher betrachtete, bemerkte man aber eine große Einsamkeit. Zwischen zwei Aktivitäten, oft auch inmitten vieler Leute konnte er in tiefe Isolation versinken. Er zog sich dann zurück, um Klavier zu spielen, zu lesen oder zu schreiben. Dabei bin ich selten einem Mann begegnet, der ebenso kreativ gewesen wäre und so viele Ideen hervorgebracht hätte. Vor allem hat er diese Ideen ununterbrochen verändert, umgedreht und ihnen neue Figuren gegeben. Er konnte auch brüsk das Interesse an ihnen verlieren, sie sogar vergessen, um sie später umso überraschender aufzugreifen und etwas ganz anderes aus ihnen zu machen. Seine Ideen glichen Zeichnungen und Diagrammen.

Mich dagegen interessierten immer die Begriffe. Meine These war schon früh, daß Begriffe eine eigene Existenz besitzen, daß sie in gewissem Sinn „belebt“ sind und unsichtbare Lebewesen darstellen. Nur bedürfen sie dazu einer Sache, nämlich einer Schöpfung. Man muß sie erschaffen, sie „kreieren“ wie ein Bild oder eine Komposition. Félix mit seinem „diagrammatischen“ Denken und ich, mit meinem begriffsorientierten Denken, waren also grundverschieden. Dennoch hatten wir plötzlich Lust, zusammen zu arbeiten. Wir wußten zunächst nicht recht wie. Wir lasen viel aus allen Wissensgebieten, vor allem Ethnologie, Wirtschaftswissenschaft und Linguistik. Das waren nur Materialien, aber ich war fasziniert davon, welche Schlüsse Félix daraus zog, und er war interessiert an den philosophischen Injektionen, die ich einbrachte.

Als wir begannen, den „Anti-Ödipus“ (1972) zu schreiben, war uns bald klar, was wir ausdrücken wollten: eine neue Sicht des Unbewußten als Maschine und Fabrik; und eine neue Konzeption des Wahns als Position zur historischen, politischen und sozialen Wirklichkeit.

Wie aber sollten wir vorgehen? Wir begannen zunächst mit langen, ungeordnet verfaßten Briefen, die buchstäblich oft endlos ausfielen. Dann versuchten wir es mit Schreibsitzungen über mehre-

re Tage oder Wochen. Das ist überaus anstrengend, andererseits aber lachten wir auch die ganze Zeit. Jedesmal, wenn es notwendig war, erfanden wir einen neuen Begriff. Das so entstandene Buch hat eine eigene Kraft, die sich weder durch Félix erklären läßt noch durch mich.

Unsere Unterschiede störten uns sehr, waren uns aber auch sehr behilflich. So hatten wir zu keinem Zeitpunkt den gleichen Rhythmus. Félix warf mir immer vor, daß ich die langen Briefe nicht beantwortete, die er mir oft zusandte. Dazu war ich aber ad hoc gar nicht fähig. Zwei oder drei Monate später halfen sie mir dann oft sehr. Aber Félix war schon ganz woanders.

In unseren gemeinsamen Arbeitssitzungen sprachen wir eigentlich nie miteinander. Immer sprach der eine, und der andere hörte zu. Ich ließ Félix nicht los, um seine Ideen zu präzisieren, auch wenn er längst genug hatte. Er aber verfolgte mich geradezu mit seinen Ideen, selbst wenn ich schon nicht mehr konnte. So nahm der eine oder andere Begriff nach und nach ein selbständiges Dasein an, auch wenn wir ihn dann später auf recht unterschiedliche Weise auffaßten. Unsere „Arbeit zu zweit“ wurde solcherart niemals zur „Angleichung“ unserer beiden Denkweisen, sondern sie schuf immerfort Fortsetzungen, Abzweigungen und Verwicklungen, was wir „Rhizom“ nannten. Félix war wie der Blitz, ich dagegen wie der Donner, leitete die Ideen unter die Erde, bis sie wieder auftauchten und Félix sie transformierte usw. Das war die eigentümliche Bewegung unseres Duo-Denkens.

Bei „Tausend Plateaux“ (1980), unserem zweiten Buch, verhielt es sich etwas anders. Der Aufbau dieses Buches ist komplexer und die behandelten Wissensgebiete ungleich umfassender. Aber wir hatten uns derart an die Zusammenarbeit gewöhnt, daß der eine ahnte, was der andere wollte. Unsere Gespräche wurden immer vorrückter, und von den ver-

schiedensten Abschweifungen aus versuchten wir Brücken und Resonanzen herzustellen, nicht mehr zwischen uns beiden, sondern zwischen den extrem unterschiedlichen Wissenschaften, die wir gleichzeitig bearbeiteten. Die besten Momente bei der Abfassung dieses Buches waren das Ritornell und die Musik, die „Kriegsmaschine“, der Begriff des Nomaden und des Nomadischen und die Vorstellung vom „Tier-Werden“. Da hatte ich den Eindruck, auf die Initiative von Félix hin unbekannte Reiche zu betreten, in denen fremdartige Begriffe hausten. Dieses Buch hat mich persönlich erfüllt, ich kann es für mich persönlich bis heute nicht ausschöpfen. Das ist keine Eitelkeit, denn ich spreche nur für mich, den (Ko-)Autor, nicht für den Leser. Später war es unerlässlich, daß jeder von uns beiden wieder für sich selbst arbeitet. Zumindest, um wieder Atem zu schöpfen. Aber ich bin davon überzeugt, daß eine solche Zusammenarbeit im Grund niemals aufhört.

Gilles Deleuze

### IMPRESSUM

Gespräche 1994/95 – Symposium über Kunst, Gesellschaft und Medien. Moderation: Robert Fleck. Eine Serie im Rahmen des Kuratorenprogramms von Stella Rollig, beauftragt vom Bundesminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst. Ein Projekt des museum in progress in Kooperation mit dem STANDARD.